

neben einigen großen Firmen aus einer Menge Personen, deren Mittel beschränkt und häufig minimal sind. Darum sind auch an keiner Börse so viele Insolvenzen und Ausgleichs zu verzeichnen, wie in Wien. Die Ausgleichs erfolgen gütlich, und die Scenen, welche sich dabei abspielen, sind geradezu widerlich.

Die Umsätze sind unter solchen Umständen ganz minimal. Es liegt dies zumtheil auch daran, daß im Wiener Coursblatt viel weniger Papiere als „wirklich billig“ bezeichnet werden können, als zum Beispiel in Berlin und Paris. Gut gezahlt sind vor allem sämtliche Bankactien, da bei den Bankinstituten in der nächsten Zeit zwei Conti, welche die Dividenden in hervorragendem Grade alimentiert haben, große Ausfälle aufweisen werden: das Zinsenconto, wegen des Aufhörens der seit fast 1½ Jahren herrschenden Geldtheuerung, und das Provisionsconto wegen des zweifellosen Rückganges des Börsen-Commissionsgeschäftes; dazu mögen sich bei manchem Institute Verluste am Effektenbesitz und an Clienten gesellen.

Es wiederholt sich doch alles im Leben! Und so wie im März die Krise, welche über den Wiener Markt bereits hereingebrochen war, durch die Ankündigung der Verstaatlichungsaction aufgehalten wurde — freilich nur, um jetzt mit umso größerer Behemung einzutreten — so geschieht es auch diesmal. Und aus der Art, wie unsere Presse diese „Nettung“ der Börse bespricht, könnte man beinahe auf einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Krise und Verstaatlichung schließen. Es spielt sich die Geschichte ganz ähnlich ab, wie im Frühjahr, nur in discreteren Formen. Wieder im Moment der schärfsten Depression die großen Ränfe der Bahnactien seitens eines Institutes, und wenn auch diesmal nicht der Bodencreditanstalt, so doch der Creditanstalt (zweifellos für ihre Clienten). Und wieder gleich darauf von allen Seiten in der Presse die Andeutungen und angeblich auf Informationen beruhenden Nachrichten, daß die Verstaatlichung der Nordwest- und Elbethalbahn so gut wie perfect sei; wieder eine ganze Anzahl unbeglaubigter, aber auch von keiner autorisierten Seite zurückgewiesener, übrigens sich vielfach widersprechender Details über die Einlösungsbedingungen. Nur daß es diesmal, da die Krise die speculative Kraft der Börse arg gelähmt hat, kaum möglich sein wird, eine Courstreiberi gleicher Art wie im Frühjahr zu inscenieren. Und dies hat gewiß für die Börse seine Vortheile; denn eine Wiederholung der Verstaatlichungshauffe würde die Durchbringung der Einlösungsvorlagen im Parlamente absolut unmöglich machen.

Die concessionsmäßige Einlösung der garantierten Linien der Nordwestbahn würde die Steigerung der Actiencourse nicht rechtfertigen. Es fragt sich nur, ob die Einlösung in der Weise, wie sie Herr v. Wittel als Minister in Aussicht nahm, tatsächlich stattfinden wird. Vor allem muß bemerkt werden, daß dieser Beamte sich sehr nach der Decke zu strecken zu verstehen scheint. Im Coalitions-Cabinet war er bei den Einlösungsverhandlungen à la Bismarck thätig — obwohl es verlautete, daß er an denselben gegen seine bessere Ueberzeugung in der sicheren Erwartung, daß sie nicht zum Ziele führen werden — theilnahm. Als Minister verrät er, freilich als das Ministerium schon in den letzten Zügen lag, den Standpunkt der concessionsmäßigen Einlösung der Nordwestbahn mit Ausschluß der Elbethalbahn. Jetzt nimmt er wieder an den Verhandlungen theil, welche auf ganz geänderter Basis geführt zu werden scheinen. Die Verwaltung der Nordwestbahn behauptet immer, eine Trennung der beiden Netze sei technisch unmöglich. Von berufener Seite wird die Richtigkeit dieser Behauptung entschieden bestritten. Hauptsache bei der Beurtheilung der Frage, ob die Elbethalbahn gegenwärtig eingelöst werden soll oder nicht, muß für die Regierung der Umstand sein, daß die Steuerfreiheit der Bahn im Jahre 1900 erlischt und im selben Jahre auch die concessionsmäßige Einlösung der Bahn möglich wird. Sie wird daher zu beurtheilen haben, ob die Aussichten auf steigende Verkehrsentwicklung solche sind, daß dadurch die eben erwähnten Vortheile für die Staatsverwaltung aufgewogen werden. Sobald die Elbethalbahn gleichzeitig verstaatlicht wird, entfällt auch für die Nordwestbahn die Möglichkeit concessionsmäßiger Einlösung. Damit wird jede auch nur annähernde Berechnung der Actienrente unmöglich gemacht, und man ist ganz auf die differierenden Schätzungen der sich informierten nennenden Zeitungen angewiesen.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Gaité, „Panurge“ von Meilhac und Saint-Albin, Musik von Planquette. Comédie française, „Fils de l'Arctique“ von Henri de Bornier. — Berlin. Igl. Opernhaus „Zwanzig“ von Sullivan. Schillertheater, „Die Tochter Belials“ von Rudolf Kneifel. Lessingtheater, „Wettrennen“ von Victor Léon und H. von Walberg. Neues Theater, Gastspiel der Judic, „La femme à papa“ und „Kiniche“.

Im Burgtheater wurde „Der Herr Ministerialdirector“ gegeben, von Bissou und Carré, deutsch von Ferdinand Groß, eine tolle Poffe von der unerbittlich einschlagenden, beinahe mathematischen Art, die man aus den „surprises du divorce“ und dem „Toupinel“ kennt. In der Josefstadt würde sie wirken, in der Burg hat sie befremdet: nicht etwa wegen der sogenannten „Würde des Hauses“, sondern weil man in der Josefstadt derlei spielen kann, bisweilen glänzend, immer anständig, und in der Burg kann man es gar nicht. Dort hat man Tempo und den leichten, hüpfenden Ton, den die Gaullouerie verlangt; hier stehen alle stets mit der ganzen Gravität von kaiserlich königlichen Hofschaulspielbeamten um den Souffleur, betrachten jede Note schwermüthig wie mediterrierende Trappisten und binden jeder Bewegtheit erst einen schwarzen Flor um. In einem macabren Schritte, mit dem dumpfen Schall von Nekrologen, bei gedämpfter Trommel, wurde der charmante Schwank zu Grabe gespielt. Nur Wittewurzer versuchte die tiefe Melancholie der Vorstellung zu stören; aber es war eher unheimlich als lustig: wie wenn ein Leichenpferd galoppieren möchte.

Im Deutschen Volkstheater gräbt man Paul Lindau aus. Neulich wurden die „Beiden Leonoren“, gestern die „Venus von Milo“ gespielt. Beide Stücke sind in Wien bekannt: jenes hat man im Burgtheater gesehen, dieses in der Theatergesellschaft von Herrn Zeska lesen gehört. Die eine Leonore gab Fräulein Ketty in ihrer lieben, innigen, nur bisweilen ein wenig gar zu süßen Weise, die andere Frau Born, eine schwere, asthmatische Schauspielerin, die sich in jedes Wort massiv „hineinkniet“. Als Rhytia suchte Frau Fay mit ihren kutschierenden Geberden aus der Puffa herum; den Stopas sprach Herr Eppens beformnen, mit Würde und warm; von ihm könnte der bald freischende, bald wisperrnde Herr Christians lernen.

S. B.

Ist ein Operntheater ohne einheitlichen Stil, ja nur ohne Bühnentradition möglich? Nach der letzten Premiere des Carltheaters mußte man diese oft gestellte Frage entschieden verneinen. Wer auch nur einen leisen Instinct für Kunst in das Vaudeville mitbringt, hat sich da betrogen und verkehrt, drei Stunden lang irritiert gefühlt. Weil wir auf dem so sympathischen, doch arg verfallenen Kunstgebiete der Operette noch keinen neuen Stil wie im Schauspiel haben, muß man sich eben an die guten alten Zeiten halten und womöglich mit Reminiscenzen Stimmung machen. Aber ein stilloses, traditionsloses, sogenannt modernes Operntheater ist ein Unding, und in dieser Gestalt präsentiert sich das jetzige Carltheater. Das vollzogen zu haben, scheint die eigentliche Leistung des Herrn Fauner zu sein, die jetzt nach dem Zauber der Eröffnungswochen zurückbleibt. Jetzt wird es deutlich, wie kahl und nüchtern sein Modernisieren gemeint war. Daß er den Wienerischen Stil so gar nicht trifft — nun, für die Lage seines Theaters kann er ja schließlich nichts. Aber in diesem Hause ist überhaupt kein Stil, keine Spur von einer intimen Theaterstimmung, vorherrschend ist nur der Eindruck einer rohen und geschäftlichen, sozusagen großstädtischen Chantant-Noblesse. Das Carltheater hat jetzt auch das dazu passende Stück. Herr Wittmann hat als Librettist die große Kunst aller blinden Imitatoren der Franzosen, keinen Moment lang auf der Bühne Stimmung oder Interesse an der Handlung aufkommen zu lassen. Interieurscenen, wie sie die paar guten, modernen Singspiele haben, sind bei ihm ausgeschlossen; da gibt es nur Gasthöfe und Vorzimmer, wo jedermann erscheinen, einen gequälten Scherz machen und wieder verschwinden kann. In der „Prima Ballerina“ (nach einem französischen Vaudeville von Blum und Toché) häuft sich das bis zu einer tödtlichen Langweile. Da winden und krummen sich die gleichgültigsten Scenen, da jagen sich die abstractesten Witze, bis endlich die Scene da ist, der Schlager der französischen Durchschnittspoffe: nämlich der alte Gatte und Vater wird im Schäferspiel mit der Ballettense überrascht, immer derselbe, ob er nun Mongodin oder Tamponin heißt. Auch die gezuckerten Melodien des Herrn Weinberger können über den durchsichtigen G'schnascharakter dieser Vorstellung nicht hinwegtäuschen. Die Darstellung steht unter demselben Zeichen der Stillosigkeit. Einigen gefallen die Grimassen des Herrn Temele, anderen die Beine der Frau Ropacsi, ja, es gibt sogar Leute, die sich an der polnischen Conversation der Frau Ziemayer oder an dem rohen Spiel des Fel. Pivary ergötzen. An ein Gesamtspiel darf man nicht denken, so wenig, wie in jedem andern Variété. Da möchte ich mir nur zwei Rathschläge erlauben. Erstens: Bier und Cigarren während der Vorstellung. Und zweitens: Keine Theaterkritiker hineinlassen!

A. G.

Seit einem Jahre tobt in Wien eine Kammermusikepidemie, die in gleichem Maße Publicum wie Kammerkunst, diese feinste und schwierigste der musikalischen Künste, dahinvirft. Immer tauchen neue Kammermusikgesellschaften auf, die wenig Rücksicht darauf nehmen, daß das kleine Wien an Kammermusik mehr hat, als an großer Orchestermusik, daß kein Bedürfnis nach neuen Aufträgen gut gespielter, geschweige denn schlecht gespielter Kammermusik vorhanden. Das Bedürfnis des Publicums, besser gesagt die Bedürfnislosigkeit desselben, wird die überstarke Zufuhr von Kammermusik von selbst früher oder später regeln, umso mehr als eine feinste Musik wirklich nicht allabendlich schier in den Gassen herumlaufen darf. Das sogenannte „böhmische Streichquartett“ zählt, kann man sagen, zu den ständigen Wiener Streichquartettgesellschaften. Montag den 25. gab es hier seine erste Soirée. Die feinen, jungen Slaven haben ihren Ruhm ehrlich verdient, nun haben sie die schwere Aufgabe, dem Ruhm immer neuen Gehalt zu geben. Wie schwer dies ist, möchte aus den Leistungen in ihrer ersten Soirée am deutlichsten folgen. Die schöne, jugendliche Wärme und Poesie, die sie dem Schubert'schen D-moll-Quartett anboten, wollten dafür nicht allein ausreichen. Das einmal, weil die Schubert'sche Lyrik sie zu hoch überragte, ein anderesmal, weil sie die Pietät und Einsicht nicht besaßen, die Schubert'schen Anweisungen für vernünftig und für seine eigenen Compositionen doch bindend zu halten. Hunderte von Stellen waren im ersten Satz des D-moll-Quartetts zu bemerken, an denen die warmen Slaven versagten und es vorfamen, als hielten sie sich nur im Vorhof der Schubert'schen Lyrik auf, und als könnte ihre wärmste Wärme in das Jenseits Schuberts durchsich nicht eindringen. Das Andante „Der Tod und das Mädchen“, aus dem man, wie Shakespeare sagt, „Melancholie saugen kann, wie ein Biesel Eier saugt“, wurde zwar warm, melancholisch gespielt, jedoch wieder nicht in der Richtung der Schubert'schen Poesie. Man steht über aller eigenen Wärme steht immer das Erkennen, das Erfühlen des Componisten. Nur die zwei letzten Takte des Andante klangen überwältigend rührend, wie der letzte, tiefgeholte Athem eines Sterbenden. Für das schlecht